

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 19

Illustration: Suuf-leur
Autor: Urs [Studer, Frédéric]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Goethe und das Telephon

Von Wilhelm Lichtenberg

Immer wieder erhebt sich die anklagende Frage, warum unsere Zeit keine großen Dichter mehr hervorbringe. Dichter vom Range eines Shakespeare, eines Goethe, Racine, Dostojewski. Und wie bei jeder Frage, die man nicht beantworten kann, stellt man sich auch zu dieser viel zu kompliziert ein. Man schiebt die Schuld auf die Dekadenz des heutigen Geschlechtes, auf die zu geringe seelische Substanz unserer Zeit, die es verlernt hat, in großen, erhabenen Linien zu denken und zu schaffen. Auf die geheimnisvollsten Umstände führt man das Fehlen eines Goethe im zwanzigsten Jahrhundert zurück. Denn je weniger man zu einer Sache zu sagen weiß, um so mehr Worte verliert man an sie.

Nur an eine einzige Ursache dachte man bisher nicht, wenn man das Fehlen großer Dichter beklagte: an das Telephon. Halten wir fürs erste jedenfalls fest, daß alle unsere großen, klassischen Dichter noch kein Telephon hatten.

Das Telephon ist nämlich nicht bloß irgend eine Erfindung unseres technokratischen Zeitalters. Es veränderte in Wahrheit alle Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, es riß die Mauern der Häuser nieder, nahm ihren Bewohnern das Recht, sich von der Umwelt abzuschließen, und machte aus uns

allen Siamesische Hunderttausendlinge, die mit einer Kabelschnur inoperativ miteinander verbunden sind.

Wäre also Goethe Goethe geworden, wenn er zufällig so rund hundertfünfzig Jahre später, also im Zeitalter des Telephons gelebt hätte? Beantworten wir diese Frage ganz zum Schluß. Im Moment stellen wir uns nur vor, Goethe hätte in seinem Arbeitszimmer tatsächlich so ein schwarzes Kästchen gehabt, und alle Weimarer und Frankfurter und Stuttgarter und Mannheimer brauchten nur die Nummer des Herrn Geheimrat zu drehen und hätten ihn schon in der Leitung. Und dann sähe es an einem Arbeitsvormittag Goethes ungefähr so aus:

Eckermann (erscheint wie täglich um neun in Goethes Arbeitsstube, um das Diktat entgegen zu nehmen. Er tritt ein, findet Goethe am Telephon, grüßt mit einer stummen, ehrfurchtsvollen Verbeugung und wird von Goethe mit einer nervös-ungeduldigen Geste angewiesen, sich an den Erkertisch zu setzen.)

Goethe (hat den Hörer am Ohr, schickt immer wieder gelangweilte und verzweifelte Blicke zur Zimmerdecke empor. Schließlich unterbricht er): Also, lieber Schiller ... (Aber es gelingt ihm nicht, den lieben Schiller) am anderen Ende des Drahtes zu unterbre-

chen. Folglich schweigt Goethe und hört gottgegeben weiter zu. Nur gelegentlich wirft er zu Eckermann im Erker hilfeschende Blicke hinüber. Zuletzt hört er gar nicht mehr ins Telephon, sondern sagt nur immer: Soso ... Naja ... Aha ... Schließlich, nach einer weiteren Viertelstunde, rafft er sich zu den Worten auf): Also, lieber Schiller, jetzt muß ich leider Schluß machen. Eckermann geht sehr streng mit meiner Arbeitszeit um ... Du erzählst mir morgen zu Ende, wie du dir deinen neuen Don Carlos denkst ... Oder besser, ich komme nächstens einmal bei dir vorbei ... Am Telephon hat man doch nicht so die richtige Impression ... (Goethe hat rasch aufgelegt. Er seufzt tief und meint zu Eckermann hinüber): Mein lieber, lieber Freund Schiller ... Ich schätze ihn sehr als Weggenossen und glänzenden Poeten ... Wenn er nur nicht die fatale Eigenheit hätte, mich jeden Morgen aus dem Schlaf zu klingeln und mir stundenlang von seinen neuen poetischen Plänen und Gestaltungen zu erzählen. Ich würde diese frühe Morgenstunde zu meiner eigenen Sammlung benötigen. Statt dessen bemüht mich Schiller täglich mit seinen eigenen und mir doch etwas entfernt liegenden Affären.

Eckermann (wagt es nicht, sich zu der stadtbekanntem Telephonwut des im übrigen von

